

## **Ulrich Thöne**

**Rede auf dem Symposium ‚Aus der Geschichte lernen – Der Beitrag der Gewerkschaften im Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus‘ am 26. Januar 2010 in Krakau**

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich danke allen, die an der Vorbereitung dieser Versammlung mitgewirkt haben. Es ist ein außergewöhnliches und für mich ganz persönlich ein sehr wichtiges Treffen. Wir sind hier als Funktionärinnen und Funktionäre der Bildungsgewerkschaften aus den Kernländern der Opfer und Täter im gemeinsamen Gedenken zusammengekommen. Das ist für uns nicht nur eine Verpflichtung, sondern wir sehen darin auch eine große Chance. Wir rufen gemeinsam „nie wieder“ und treten gerade deshalb gemeinsam für die Erkämpfung und Wahrung der Menschenrechte für alle hier und heute ein.

Das Gedenken an den Holocaust ist die Erinnerung an ein monströses Verbrechen. Menschen, zuerst in Deutschland, dann in ganz Europa, wurden verfolgt, weil sie Juden oder jüdischer Herkunft waren. Die anfängliche Terrorisierung Einzelner richtete sich gegen jene, die als Juden besonders prominent oder politisch aktiv waren. Dieser ersten Phase, im Frühjahr 1933, folgte die systematische Einkreisung der gesamten Gruppe durch gesetzliche Definitionen. Über Berufsverbote und die Verdrängung aus der Wirtschaft verloren die Einzelnen mit ihren Familien ihre wirtschaftliche Existenz. Immer weiter wurde ausgeplündert, immer mehr radikalisierte sich die Jagd. Viele, angefangen vom Hausmeister, der Hausfrau über den Schulrektor bis hin zum Bankdirektor, beteiligten sich daran und profitierten davon. Die Verhaftung Tausender Männer im Zuge des Pogroms 1938 war eine Vorübung und mündete schließlich in den Massenmord und die Shoa. Diesen Prozess der stufenweisen Ausgrenzung in all seinen Facetten darzustellen, ist Teil unserer Aufgabe. Das Wissen um den Holocaust muss wach gehalten und verbreitert und vertieft werden. Am Ende waren 6 Millionen Menschen aus der Mitte ihrer Gesellschaften gerissen worden. Angesichts dieser Dimension muss man sich dessen bewusst sein, dass sich die Vorgänge nur bedingt rational erfassen lassen.

Die fabrikmäßige Ermordung von Menschen lässt sich kaum begreifen. Doch hier müssen wir ansetzen. Immer wieder müssen wir versuchen, einen geeigneten Zugang zu finden. Im ausgewogenen Verhältnis von nüchterner Distanz und emotionaler Nähe zugleich, sind Wege zu suchen, bei denen der Verstand und das Gefühl mitgehen können.

In den 1960er Jahren fasste der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich die Verweigerung, sich mit den zutiefst menschlichen Empfindungen im Angesicht der Shoa zu befassen unter den Begriff „die Unfähigkeit zu Trauern“ zusammen. Seitdem wurde viel geforscht, das Wissen erweitert, wir wissen inzwischen mehr von dem, was jahrzehntelang verdrängt oder ignoriert wurde. Dennoch ist der Prozess der Entrechtung, Entwürdigung und systematischen Ermordung noch immer nicht abschließend erforscht – wird es vermutlich auch nie sein. Unsere Aufgabe muss es sein, verlässlich dafür zu sorgen, dass diese Forschung weiter vorangetrieben wird. Solides Wissen ist die Grundlage für eine inhaltlich in sich stimmige Vermittlung auf allen Bildungsebenen. Damit sollen sich schon die ganz jungen Schüler befassen, ebenso wie die älteren und die Studenten oder die Teilnehmer der Erwachsenenbildung. Wir wollen nicht aufhören zu fragen, wie dieses große Verbrechen möglich wurde, weil gerade wir als Nachfahren von Opfern und Tätern eine Verpflichtung haben, Fehlentwicklungen rechtzeitig zu bekämpfen und für die Wahrung der Menschenrechte engagiert zu streiten.

Neben der rationalen Auseinandersetzung mit dem Prozess der Ausgrenzung steht die Erinnerung an die Opfer. Lassen Sie mich etwas ausholen: Im Eichmann-Prozess, der 1961 in Israel stattfand, gibt es eine Zeugenbefragung. Der Vertreter der Anklage [Gavriel Bach] spricht mit dem Auschwitz-Überlebenden Dr. Martin Földi. Dr. Földi war im Herbst 1944 mit seiner Frau und den beiden Kindern von Ungarn aus nach Auschwitz deportiert worden. Die Frau und die kleine Tochter mussten gleich nach links wegtreten. Die Männer und Jungen über 14 Jahre sollten nach rechts gehen. Ein SS-Mann fragte Földi, wie alt sein Sohn sei. Er antwortete wahrheitsgemäß „12“, darauf der SS-Mann zu dem Jungen: „Wo ist die Mutti?“ und schickte ihn nach links: „Lauf nach Mutti!“ Dr. Földi, der seine Zeugenaussage ansonsten in Ivrit macht, spricht diese Worte in Deutsch. Der Junge rannte los und

verschwand in der Menge. Dr. Földi hatte Angst, dass er die Mutter zwischen all den Menschen nicht finden würde. Aber die kleine Tochter hatte einen roten Mantel an. Diesen roten Punkt, der immer kleiner wurde, den konnte er erkennen. Mit diesem Punkt verschwand seine Familie, berichtet Dr. Földi mit tonloser Stimme. Jede und jeder, die oder der diesen Moment des Eichmann-Prozesses gesehen hat, wird ihn nicht vergessen. Wie der Zeuge sich um eine konzentrierte Aussage bemüht, dabei sorgfältig seine Emotionen im Zaum haltend. Lediglich die Handbewegungen lassen seine Spannung erkennen. Selbst dem wohl gewappneten Staatsanwalt stockt der Atem. Der rote Mantel des kleinen Mädchens ist wie ein Symbol für die massenhafte Ermordung jüdischer Menschen aus ganz Europa. Erschütternd in der Zeugenaussage des Dr. Földi im Eichmann-Prozess ist, wie er die Sprachen wechselt. Unverkennbar ist das Deutsche die Sprache der Täter. Da ist es gar nicht nötig, sich die geifernden Reden eines Hitler oder eines Goebbels zu vergegenwärtigen. Die scheinbar so harmlose Frage, „Wo ist die Mutti?“, bedeutet für den Jungen das Todesurteil. Das Deutsche ist unsere Sprache. Unstrittig stehen wir hier als die Nachkommen dieser Täter. Es ist und bleibt unsere Aufgabe, daran zu erinnern. Wir dürfen das nie zu vergessen. Auch unsere Kinder müssen wir in diese Aufgabe mit einbinden.

Das Trauma endet nicht. Demütigung, Ausgrenzung und Verschleppung hatten und haben Folgen, nicht nur für die unmittelbar Betroffenen, sondern auch für ihre Kinder und Kindeskiner. Juden trauern um ihre Angehörigen, ihre Vorfahren. Bitte erlauben Sie uns, nachdem uns die Beteiligung unserer Vorfahren an den Verbrechen bewusst geworden ist, dass wir mit Ihnen trauern. Denn wir möchten das Band der Verbundenheit aufgreifen, schließlich waren es auch unsere Nachbarn, unsere Kollegen, Menschen. Sie waren ein Teil unserer Gesellschaft, deren Verlust zu beklagen ist. Allein wenn man sich der Sprache widmet, wird deutlich wie schwer die Trennung zu ziehen ist. Wer hat nicht alles auf Deutsch geschrieben? Heinrich Heine schrieb: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland.“ Da war er vor der preußischen Zensur bereits nach Frankreich geflohen. Er, obwohl er sich noch im Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden mit seinen Freunden Eduard Gans und Moses Moser engagiert hatte, ließ sich dennoch 1825 taufen, hatte er ansonsten keine Chancen für seinen beruflichen Lebensweg gesehen. Die Mehrheit gestand der Minderheit noch keine volle Gleichberechtigung zu. Inzwischen ist Heine als

Klassiker in der deutschen Literatur unumstritten. Franz Kafka, der Prager Jurist, formulierte die Isolation des modernen Menschen auf Deutsch. Kafka starb 1924 im Alter von 40 Jahren. Auch der etwas jüngere Joseph Roth, der habsburgisch geprägte Galizier, schrieb den „Radetzkymarsch“ und die „Kapuzinergruft“ auf Deutsch. Dies sind nur drei Beispiele für die kulturelle Einbindung von Juden. Sie artikulierten in ihrer Zeit die Probleme im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, das Leiden des Individuums. Literatur mag die Gesellschaft nicht verändern, aber sie kann sie manchmal genauer als soziologische Studien sezieren.

Konkret für die Überwindung feudaler Verhältnisse kämpften Christen und Juden gemeinsam auf den Barrikaden der 1848er Revolution. Selbst wenn die Ergebnisse nicht zur radikalen Umwälzung führten, so wurde doch der König gezwungen in Berlin vor den Märzgefallenen, zu denen überproportional viele Juden gehörten, seinen Hut zu ziehen. Die deutsche Sprache kann als das Medium der gemeinsamen kulturellen Vergangenheit gesehen werden. Zugleich sind Juden und Christen, Deutsche, Galizier, Tschechen, Polen und Österreicher Gestalter der europäischen Geschichte gewesen. Sie haben in weiten Teilen eine gemeinsame politische und soziale Vergangenheit, die immer noch in uns steckt. Es gilt sie aber immer noch zu entdecken. Damit sollen die Differenzen nicht verleugnet werden. So waren mit Sicherheit in den 1920er Jahren die Unterschiede in der Haltung zwischen einem preußischen und polnischen Juden, einem „Ostjuden“ wie man damals sagte, größer als die zwischen einem Juden und einem Christen in Berlin. Die jeweiligen politischen und kulturellen Unterschiede hatten andere Mentalitäten entstehen lassen. Einigend für die meisten aber war die Prägung durch die Aufklärung. Die Aufklärung, die die Rechte des Einzelnen so bedeutsam hat werden lassen, bestimmt unsere Zivilisation. Die Freiheit des Einzelnen, die Gleichheit vor dem Recht sind immer noch aktuelle Forderungen, für die auch weiterhin gestritten werden muss. Die Identität des Einzelnen, die sich aus vielen Elementen – kulturellen, sozialen, politischen, ethnischen, religiösen und sexuellen – zusammensetzt, wurde in den zwölf Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft zerstört. Selbstbestimmung und Selbstdefinition wurden zugunsten einer dubiosen „Volksgemeinschaft“ aufgegeben. Alles, was sich außerhalb davon bewegte, galt es auszurotten, zu vernichten. Folgen dieser Politik wirken bis in heutige Tage hinein, erschweren den Umgang der Nationen. Nach 1945 gab es mehr oder minder

intensive Phasen der Reflexion des eigenen Handelns. Heute erklären wir, dass wir uns der Verantwortung bewusst sind, uns dauerhaft und beständig mit der Frage zu beschäftigen: Wie konnte ein hoch zivilisiertes Land sich derartig von seinen eigenen Wurzeln und Traditionen entfernen? Unstrittig ist, dass nur wer gesellschaftliche Heterogenität aushalten kann, in der Lage ist, dem Anderen mit Respekt zu begegnen.

Und so ist es wichtig, an die Millionen Opfer des Holocaust zu denken, ihnen ihre Würde, ihren Namen, ihre Einzigartigkeit zurückzugeben. Sie waren nicht dazu bestimmt, Opfer zu werden, als sie geboren wurden. Sie hatten ein Leben im Gemeinwesen ihrer Stadt, ihres Landes gehabt. Gerade die Vielfältigkeit jüdischen Lebens gilt es herauszuarbeiten. Daran müssen wir erinnern. Als Pädagogen müssen wir beides leisten: Gedenken an das Verbrechen und Erinnerung an das Leben. Wenn wir den Spuren der Ermordeten nachgehen, werden wir in den Biographien einer ungewohnten Vitalität begegnen. Ihr Leben endete gewaltsam, aber zuvor hatten sie es auf die eine oder andere Weise gestaltet. Methodisch wird es uns mit diesem integrativen Ansatz gelingen, auch die jüngeren Generationen an die beständige Auseinandersetzung mit dem Thema heranzuführen. Gerade jetzt, wo die letzten Zeitzeugen nach und nach verstummen, wird dies immer wichtiger werden. Anne Frank war eben nicht nur das Mädchen dessen Tagebuch heute jedem, der es wissen will, von dem Leid und der Demütigung des Versteckens berichtet. Sie hatte auch ein Leben vor der Verfolgung, war ein Frankfurter Mädchen. Das sollten wir stärker ins Blickfeld rücken. Dieser Ansatz lässt sich auf ganze Regionen anwenden: Krakau war nicht nur der Sitz des Generalgouverneurs Hans Frank als Zentrale des Generalgouvernements, sondern es gab auch die Zeit der quirligen Handelsstadt vor der Besetzung im Jahr 1939. Mit einem solchen historischen Herangehen soll nicht von den Verbrechen abgelenkt werden, es gilt aber den Rahmen zu erweitern und neu zu justieren. Gerade das deutsch-jüdische Verhältnis wird oftmals nur von der Shoa aus gesehen, doch es existierte ein gemeinsames Leben davor. Dieses Leben gilt es den nachfolgenden Generationen zu vermitteln. Dann verstehen wir die Vielfalt besser, erkennen regionale Unterschiede. Tatsächlich werden durch solch einen Zugang die Verbrechen der Nazis noch größer, denn sie erst haben über die nationalen und regionalen Grenzen hinweg die jüdische Gemeinschaft zusammengepresst bis sie eine Zahl von 11 Millionen Juden in Europa beisammen hatten, die sie ermorden wollten.

Der Holocaust markierte die Zäsur, war der Bruch der Zivilisation. Bitter muss man erkennen, dass es keine Sicherheit gibt, sondern nur beständiges Ringen. Ein Ringen, um die Ziele der Aufklärung zu wahren und zu sichern. Auch Gewerkschafter haben in der Zeit des Nationalsozialismus versagt. Wir erheben uns nicht über sie. Wir sind in einer anderen Zeit geboren worden. Vielleicht ist uns gerade deshalb bewusst, wie anfällig auch scheinbar sichere Verhältnisse sind. Und hierfür ist es wichtig, dass wir die Sicherung der Zivilisation als ein gemeinsames Ziel anerkennen. Nur dann lässt sich verhindern, dass politische Strukturen übermächtig werden, die die Selbstbestimmung und die demokratische Verfasstheit gefährden. Lokal- und regionalgeschichtliche Zugänge haben sich als sinnvoll erwiesen. Wer Interesse an seinem Stadtteil hat, will auch wissen, wer dort früher gelebt hat und welche Atmosphäre vorherrschte. Zugleich bietet sich die lebensgeschichtliche Anknüpfung an: Schüler beschäftigen sich mit den früheren Schülern ihrer Schule, Studenten mit den vorangegangenen Jahrgängen ihrer Universität. Die Identifikation, die sich aus der persönlichen Betroffenheit ergibt, weckt das Verständnis für die beklemmende Situation, in die vorangegangenen Schüler oder Studenten durch die Ausgrenzung und persönliche Verfolgung gerieten. Als Bildungsgewerkschaft werden wir uns dafür einsetzen, dass das notwendige Wissen über die Shoah ausreichend finanziell ausgestattet vermittelt wird.

Für unsere eigene Arbeit möchten wir folgende Wege beschreiten: Über verbindlich benannte Beauftragte möchten wir die gemeinsamen Anstrengungen verstetigen und im verlässlichen Austausch der Ideen weiterentwickeln. Die Angebote zur Weiterbildung müssen so attraktiv gestaltet werden, dass Gewerkschaftsmitglieder im breiten Maße teilnehmen. Beständig werden wir unsere Arbeit überprüfen, erreichen wir die von uns selbst gesetzten Ziele? Denn die Einzelnen sind die Multiplikatoren an ihren Schulen, ihren Bildungseinrichtungen, ihren Forschungsstätten. Nur von ihnen können die jeweiligen Erkenntnisse für die entsprechenden Altersgruppen angemessen vermittelt werden. Nur von ihnen bekommen wir die notwendigen Rückmeldungen über die Wirksamkeit unserer Anstrengungen in der Arbeit mit den jeweiligen Adressatengruppen. Hierzu könnten sich konkrete Projekte gesellen, die ganz praktisch jüdische Gemeinden hier in Polen unterstützen, z.B. in der Hilfe bei der Sicherung alter jüdischer Friedhöfe. Ähnlich,

wie es schon die Aktion Sühnezeichen seit Jahrzehnten leistet, könnten in der Durchführung der Projekte persönliche Beziehungen zwischen den Teilnehmern wachsen – über die nationalen und religiösen Grenzen hinweg. Das letzte Bild seiner Familie war für Dr. Földi der rote Mantel seiner Tochter. Wir sind alle Väter, Mütter, Söhne, Töchter, Brüder und Schwestern. Wir müssen zulassen können, dass die Vergangenheit schmerzlich ist. Wenn wir das akzeptieren, brauchen wir auch in der Gegenwart nicht den sensiblen Punkten auszuweichen. Nur dann können wir eine gemeinsame sichere Zukunft aufbauen. In Solidarität stehen wir zueinander – für eine Zukunft, in der Gefahren nicht verleugnet werden, die aber auch mit ihren Schönheiten lockt.